

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =  
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e  
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 64 (2007)

**Heft:** 1-2

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Buchbesprechungen

JÜRIG DAVATZ / AUGUST ROHR / ROLF VON ARX: *Industriekultur im Kanton Glarus. Streifzüge durch 250 Jahre Geschichte und Architektur* (Südostschweiz Buchverlag, Glarus 2005). 376 Seiten, zirka 400 Abbildungen, davon 21 in Farbe, drei in Duplex.

Seit der letzten umfassenden Darstellung von Handel und Industrie im Kanton Glarus um 1902 ist kein so epochales Werk mehr erschienen wie jetzt gut 100 Jahre später das monumentale Buch über die Industriekultur im Kanton Glarus. Die Autoren, nun zwischen 59 und 76 Jahre alt, haben einen grossen Teil ihres Lebens oder ihrer Berufszeit diesem Thema gewidmet. Eine solche Generation von Enthusiasten, die sich so intensiv mit dem Thema Industrialisierung beschäftigt, wird es kaum je wieder geben. Und so bleibt dieses 376seitige, grosszügig und schön gestaltete Werk voraussichtlich das abschliessende.

Der Kanton Glarus hat die Einwohnerzahl einer mittleren Kleinstadt, wobei die Bevölkerung seit 1870 zwischen 35000 und 42000 schwankt und anteilmässig an der gesamten schweizerischen Bevölkerung von 1,2 auf 0,6% abgenommen hat. Um so erstaunlicher ist die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Bedeutung dieses kleinen Kantons. August Rohr betitelt sein Kapitel denn auch zu Recht mit «Das glarnerische Wirtschaftswunder». Er kennt sich in seinem Kanton aus wie der Fisch im Wasser, wuchs er doch in Engi GL auf, studierte in Zürich, war anschliessend Gymnasiallehrer und 1995–2004 Geschäftsführer der Bergregion Glarner Hinterland-Sernftal. In den 1970er Jahren gehörte er zu den Pionieren der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Industrialisierung. Er verbreitete insbesondere das Wissen über die frühe fortschrittliche Glarner Sozialgesetzgebung, welche hier nur am Rande behandelt wird. Das glarnerische Wirtschaftswunder nahm seinen Anfang im 18. Jahrhundert, also vor der industriellen Revolution. Anstoss für einen eigenständigen Glarner Textilhandel gaben die benachbarten Heimindustrien der Kantone Zürich und Sankt Gallen. Wie jene Kantone geriet auch die Glarner Landschaft in der Kriegs- und Krisenzeit bis 1820 in arge Not. Danach entwickelte sich der Stoffdruck zum Entwicklungsmotor. Einfach schön, diese alten Stoffdrucke: Eine Auswahl aus der Vielfalt von Mustern und Sujets der Glarner Handdruck-Kunst sind im Buch farbig abgebildet. Die Jahre 1870 bis 1910 fasst August Rohr unter dem Titel «Breiteres Spektrum in schrumpfender Textilbranche» zusammen. Mit Grafiken zeigt er den Entwicklungszusammenhang der Anzahl von Betrieben, Arbeitskräften und Kraftantrieben auf. Bisher nicht publizierte Aufnahmen von Fabrikinnenräumen, Belegschaften und Produkten bereichern die Darstellung. August Rohr bleibt in seinem Kapitel nicht in der Vergangenheit stecken. Er zeigt den Wandel der Glarner Wirtschaft von der textilindustriellen Dominanz zur diversifizierten, vor allem metallverarbeitenden Industriegesellschaft und schliesslich zur Dienstleistungswirtschaft. Im Hinterland, wo diese Substitution nicht gelang, hat die Wohnbevölkerung abgenommen, im Mittelland stagniert sie, während sie Richtung Hauptverkehrsachse Walensee–Zürich stark zunahm.

Jürg Davatz setzt sich in seinem Beitrag mit den Bauwerken der Industrialisierung auseinander. Er studierte an der Uni Zürich und leitete während Jahrzehnten das Museum des Landes Glarus in Näfels, den Freulerpalast. In der Schweiz gehörte er zu den Ersten, die im Fachgebiet der Industriearchäologie publizierten. In dieser Tradition bietet er, basierend auf vielen kleinen Publikationen, erstmals eine zusammenfassende Gesamtschau über die Glarner Industriearchitektur. Er beginnt seine Darstellung mit den Verkehrswegen – 1859 gehörte das Glarnerland zu den ersten Regionen der Schweiz mit einer Bahnverbindung. Das zweite grundlegende Infrastrukturelement entstand durch fortwährende Korrektur der Gewässer für die Kraftnutzung und gegen die Überschwemmungsgefahren. Alle grösseren Fabriken haben schliesslich eigene Kanalsysteme aufgebaut, die als bereichernde Landschaftselemente noch weitgehend erhalten sind. Mit dem Aufkommen des elektrischen Energietransports über weite Distanzen sind auch im Glarnerland um die Gründerfabriken ganze Industriezonen entstanden. In den Mittelpunkt seiner Darstellung des Fabrikbaus stellt Jürg Davatz die typischen Hochbauten, wobei zu bereits publizierten frühen Beispielen aus dem 18. Jahrhundert wenig bekannte Objekte neu dargestellt werden. Das typischste Element der Glarner Industriearchitektur sind natürlich die Türme, an denen die Stoffdruckereien und Bleichereien ihre Tücher an den Wind hängten oder im Innern mit Warmluft trockneten. Wertvoll sind bestehende und neu erstellte Planaufnahmen einzelner Gebäude. In der Chronologie folgen die schlossartigen Bauten der Therna-Fabrik, der Bahn und des Kraftwerks Löntsch. Davatz schliesst seine Geschichte des Glarner Fabrikbaus mit Objekten der modernen und aktuellen Architektur ab: Auch hier wird Geschichtsarbeit bis in die Gegenwart geleistet. Das Kapitel beendet er mit Beispielen aus dem fabrikabhängigen Wohnungsbau und einer Zusammenfassung, die auch auf Verluste von Industriekulturgütern und auf Erhaltungsbemühungen eingeht.

Mit August Rohr zusammen dokumentiert Rolf von Arx die Glarner Industriestandorte. Der gebürtige Zürcher von Arx wuchs in Ennenda auf. Als Beschäftigter der Textil- und der Textilmaschinenindustrie erforschte er in seiner Freizeit ganz spezielle Produktionsstandorte wie zum Beispiel das Kupferbergwerk auf der Mürtschenalp. Dieser und andere abgelegene, aufgelassene Industriestandorte und etliche Tiefbauten fehlen allerdings im vorliegenden Werk. Doch wird das wohl grösste Glarner Bauwerk, der Staudamm Limmernboden, mitsamt dem Kraftwerk am Schluss des Buches vorgestellt. Die systematische inventarmässige Darstellung der Industriestandorte im Linth- und im Sernftal nimmt über die Seiten 99 bis 356 den grössten Raum in diesem Buch ein. Die Übersichtskarten weisen auf Standorte ausserhalb dieser grossen Achsen hin, die an anderen Stellen im Buch behandelt sind. Die Darstellung ist eine Vertiefung der seit Jahrzehnten geleisteten Arbeit für den Glarner Industrieweg, der die wichtigsten Industriekulturobjekte des Kantons verbindet und mit Freilichttafeln erörtert. Für die einzelnen Standorte haben August Rohr und Rolf

von Arx erneut eine Auswertung der Sammlungen von Geschäftsunterlagen vorgenommen, die im Kanton Glarus wohl wie in keinem anderen Kanton umfassend aufbewahrt werden. Den Ortsteilen und isolierten Fabrik-Ensembles sind zwei bis acht Buchseiten gewidmet. Als Dokumentationsmaterial dienen Firmenbriefköpfe und Aufnahmen von Fabriken, Produktionsabläufen und Produkten. Die oft überraschende Auswahl von seltenen Aufnahmen wurde so getroffen, dass mit den beiden anderen Kapiteln keine Überschneidungen entstehen.

Für den Wirtschaftshistoriker von besonderem Interesse ist der Anhang. Die detaillierte Zusammenstellung von Zahlenmaterial ist in den Lauftexten teilweise ausgewertet. So liest man, dass 1870 gegen 50 Textilfabriken 9600 Arbeitsplätze boten. Heute sind in diesem Wirtschaftsbereich noch 300 Angestellte in fünf Fabriken beschäftigt. Interessant ist, dass es zur Blütezeit der Textilindustrie keinen einzigen Grossbetrieb gab: Alle Fabriken waren Mittelbetriebe und beschäftigten unter 500 Werk­tätige. Erst die metallverarbeitende Industrie schuf grossindustrielle Unternehmen. So fing die Maschinen- und Metallindustrie den Niedergang der einst gesamtschweizerisch führenden Branche auf. Auf dem Höhepunkt der Industrialisierung in der Schweiz, in den 1960er Jahren, beschäftigten die produktiven Betriebe im Kanton Glarus 13700 Menschen. Der industrielle Niedergang war dann prozentual nicht so gross wie in der übrigen Schweiz, traf aber vor allem das Glarner Hinterland um so mehr: Heute sind in der Glarner Industrie noch 8000 Menschen beschäftigt.

Hans-Peter Bärtschi

\* \* \* \*

*Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Frühmittelalter (SPM), Band VI: Frühmittelalter. La Suisse du Paléolithique à l'aube du Moyen-Age, vol. VI: Haut moyen-Age. La Svizzera dal Paleolitico all'Alto Medioevo, vol. VI: Alto Medioevo.* Hg. von RENATA WINDLER, RETO MARTI, URS NIFFELER und LUCIE STEINER (Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Basel 2005). 444 S., 225 Abb., davon 93 in Farbe; fünf farbige Zeichnungen von B. Clarys.

Cet ouvrage clôt l'excellente série des SPM qui, en six volumes, s'est consacrée à retracer l'histoire de la Suisse depuis ses origines, en dressant pour chaque période un état des plus complets de la recherche archéologique et historique. Ce volume couvre le haut Moyen Age, depuis le V<sup>e</sup> siècle avec l'installation des Burgondes en *Sapaudia* et s'achève au VIII<sup>e</sup>/IX<sup>e</sup> siècle, à l'époque carolingienne, qui marque également la disparition d'une des sources d'information les plus importantes de cette période, le dépôt des offrandes dans les tombes. Ces quatre siècles, décisifs dans l'évolution qui mène de la société romaine au système seigneurial du Moyen Age central, ont été traités de façon exhaustive, en distinguant strictement l'approche fondée sur les sources écrites et onomastiques de celle qui se base sur les données archéologiques. Les synthèses, écrites par une vingtaine d'auteurs, ont été organisées en six grands chapitres.

Max Martin, qui a rédigé la plus grande partie de l'historique des recherches, s'est attaché tout particulièrement à l'évolution des idées. En revenant notamment sur les premières interprétations ethniques des tombes mérovingiennes, il en souligne l'audace, mais aussi les erreurs, et rappelle, en conclusion, la nécessité de prendre en compte dans ces études l'ensemble des données, en particulier les pratiques funéraires, et de les replacer dans leur contexte géo-

graphique et historique, sans lequel leur interprétation ne pourra être que faussée. Hannes Steiner, traitant des sources écrites, Stefan Sonderegger et Wulf Müller, pour la toponymie, font une présentation très détaillée des faits historiques de la fin de l'Antiquité à l'époque carolingienne. Des questions longtemps débattues sont reprises dans une perspective critique, notamment la présence alamane sur la rive gauche du Rhin ou le tracé des frontières politiques. L'étude du peuplement, abordé sous l'angle des données linguistiques, est présentée avec beaucoup de nuances. Pour le climat (Christian Maise) et l'environnement (Christoph Brombacher, Marlu Kühn, Heide Hüster Plogmann, André Rehazek), la rareté des études archéo-environnementales n'a autorisé que des observations très locales, encore difficiles à intégrer dans une vision plus générale qui prendrait en compte les diverses fluctuations climatiques et l'évolution démographique de cette époque.

La seconde partie, la plus importante, est dédiée aux données archéologiques et à leur interprétation historique. Quatre grands thèmes y sont développés, abordés d'abord de manière descriptive, puis, au chapitre suivant, dans une perspective plus analytique (non sans quelques répétitions de l'un à l'autre).

L'habitat et son corollaire, le peuplement, sont abordés les premiers (Reto Marti, Robert Fellner). Le petit nombre de fouilles extensives réalisées en Suisse limite encore aujourd'hui la connaissance des habitats qui, même s'ils sont souvent localisés, n'ont fait généralement l'objet que d'observations ou d'interventions très ponctuelles. Si les constructions commencent à être mieux cernées, faisant apparaître, dès le III<sup>e</sup> siècle, la place de plus en plus importante du bois, la pierre étant réservée désormais aux édifices ostentatoires, l'organisation des habitats demeure en revanche assez peu connue. Sur le peuplement, les études ont pu être poussées bien plus en avant et permettent aujourd'hui de donner une idée relativement précise des transformations intervenues à l'époque mérovingienne: comme dans beaucoup d'autres régions, la période a été principalement marquée par une ruralisation et aussi par une baisse démographique importante qui ne s'est inversée qu'à la fin du VI<sup>e</sup> siècle parallèlement à la reprise de la colonisation agricole. On a pu néanmoins démontrer que ces deux évolutions, comme celles qui ont touché les modes de construction, étaient déjà engagées au Bas-Empire, corroborant ainsi l'idée d'une continuité dans la région entre la fin de l'Antiquité et le début de l'époque médiévale.

Un des apports importants des recherches de ces dernières années a été les précisions apportées à la chronologie des migrations germaniques et à leur influence sur le peuplement et la culture locale (Reto Marti, Jacques Monnier). On a ainsi pu montrer que, dans le nord-ouest et sur le plateau à l'est de l'Aar, les Alamans ne se sont installés que tardivement, vers 600 au plus tôt, tandis que dans le sud des Alpes, la présence des Lombards a été fortement minimisée. L'intégration rapide de ces derniers à la population romane autochtone, probablement en raison de leur petit nombre, a fait qu'ils n'ont laissé que peu de traces dans la région, à l'exception de l'élite dont les tombes richement pourvues ont été retrouvées en plusieurs points stratégiques, le long des grands axes de communication. Les deux autres régions, la Rhétie et la Suisse occidentale, n'ont connu qu'une influence très limitée du monde germanique, attestant localement du maintien d'une large partie de la population romane.

L'étude des églises et de la christianisation a fait l'objet de longs développements (Carola Jäggi, Jacques Bujard, Hans-Rudolf Meier). Les fouilles importantes réalisées depuis des dizaines d'années dans les édifices religieux des différents cantons ont permis d'accumuler une documentation sans égal en Europe qui, pour la première fois, est rassemblée et analysée dans son ensemble. La première partie, très descriptive (on peut regretter parfois qu'elle ne soit pas plus synthétique), a été consacrée à donner une image aussi complète que possible des différents types de construction

connus dans chaque région et à en établir la chronologie. L'histoire de la christianisation, développée dans une seconde partie, a pu montrer l'existence de plusieurs vagues qui ont touché d'abord les villes mais aussi très tôt les contrées fortement romanisées au sud et à l'ouest de la Suisse. L'est et le nord du pays n'ont été pénétrés que beaucoup plus tardivement par ce mouvement. L'importance du rôle des élites locales dans la christianisation des campagnes est une nouvelle fois soulignée, ainsi que celui des monastères qui, soutenus par les Grands, constituaient pour eux autant de points d'appui politique et économique.

L'analyse des tombes et des rites funéraires, rédigée par Gabriele Graenert, s'ouvre par une présentation des différents types de nécropoles, passant des grandes nécropoles à rangées aux petits ensembles funéraires comme Bâle Bernerring et des cimetières installés dans les ruines romaines aux inhumations dans les églises. Poursuivant avec un panorama très complet des différents aménagements funéraires, l'auteur relève la fréquence, dans leur chronologie, d'un décalage entre les régions fortement romanisées du sud et de l'ouest et celles plus germanisées du nord-ouest et du plateau central. Geneviève Perréard Lopreno, dans sa présentation de la paléanthropologie, est très prudente et ne laisse que peu d'espoir d'un apport possible de la discipline à la connaissance des populations de cette période. Elle semble même douter de la possibilité pour l'anthropologie d'aborder les aspects démographiques et pathologiques. Lucie Steiner et Andreas Motschi, traitant des mêmes questions, mais sur un plan archéologique, apparaissent en revanche beaucoup plus positifs. Tout en rappelant les débats méthodologiques qui ont encore opposé jusqu'à peu les partisans et les opposants des interprétations ethniques du mobilier archéologique, ils identifient, l'un sur un plan social, l'autre sur un plan ethnique, les différents groupes de population qui occupaient à l'époque mérovingienne les territoires de la Suisse actuelle. Femmes, enfants, guerriers, prêtres, élite, Lombards, *Romani* sont ainsi définis par leurs traits distinctifs, restituant pour l'époque une société fortement hiérarchisée et culturellement très mélangée.

Les éléments mobiliers sont traités dans un dernier point (Renata Windler, Lucie Steiner, Reto Marti, Gabriele Graenert). Les différents groupes retenus, le vêtement et ses accessoires, l'équipement militaire, les ustensiles de la vie quotidienne (dont la poterie), les monnaies, ont fait chacun l'objet d'une présentation très détaillée, précisant chaque fois leur usage et, dans les grandes lignes, leur typologie et leur chronologie. Quelques informations sur le cadre dans lesquels ils ont été produits et les circuits par lesquels ils ont été diffusés ont pu être glanées dans les fouilles et surtout dans les textes. Comme partout ailleurs en Europe, elles font apparaître une économie fondée principalement sur l'autosuffisance. Quelques productions spécifiques comme le travail du verre ou la fabrication de fibules, à Bettenach et à Schleithelm, ont cependant été notées.

Le SPM VI constitue ainsi un véritable manuel. Par son langage clair et par le traitement des sujets dans une approche à la fois générale et détaillée, toujours critique et appuyée sur un état des plus récents de la recherche, il s'adresse autant au grand public voulant s'initier à la période qu'à l'étudiant ou au chercheur soucieux d'approfondir un point particulier. Chaque chapitre est bien illustré. L'iconographie, dont on ne peut que souligner l'esthétisme et la clarté, apporte un complément indispensable au texte avec des photographies toujours d'excellente qualité, des reproductions d'illustrations anciennes, des cartes, des plans et des dessins. Les chapitres ont été également enrichis par quelques encarts consacrés à des aspects particuliers (l'histoire du chat, l'alimentation des élites, la construction des bas-fourneaux ...), ou apportant des citations, une chronologie ou encore condensant des données sous forme d'un tableau. Outre une bibliographie regroupant par cha-

pitres les références citées dans le texte, l'ouvrage intègre un registre des sites accompagné de courtes notices. La publication est entièrement bilingue, écrite et traduite, selon le principe de la collection, en allemand et en français. Il serait cependant préférable de lire les textes dans leur langue originale, car les traductions ne sont pas toutes à la hauteur de la qualité de l'ouvrage.

Madeleine Châtelet

\*\*\*\*\*

MONIQUE FONTANNAZ, *Les monuments d'art et d'histoire du canton de Vaud, tome VI: La ville de Moudon* (= Les monuments d'art et d'histoire de la Suisse, publiés par la Société d'histoire de l'art en Suisse, vol. 107) (Société d'histoire de l'art en Suisse, Berne 2006). 576 S., eine Falttafel, 459 Abb., davon zwölf farbig., eine Karte auf dem Vorsatz.

Im Informationsblatt der Universität Lausanne stellte Marcel Grandjean 1981 Monique Fontannaz als künftige Kunstdenkmäler-Bearbeiterin von Moudon vor, indem er einerseits auf die nach langen Archivarbeiten im Stadtarchiv 1976 abgeschlossene Lizentiatsarbeit über die Architektur des 18. Jahrhunderts hinwies und andererseits ihr Meisterwerk über die Pfarrhäuser der Waadt ankündigte, das dann 1986 erschien und neue Einblicke in die Wohnkultur der frühen Neuzeit brachte. Hier und in anderen Untersuchungen ist das nach Möglichkeit erschöpfende Quellenstudium das Markenzeichen dieser Autorin. Es gibt mindestens in Moudon wohl keine Urkunde, die sie nicht gelesen, keine Stadtrechnung, die sie nicht gesichtet, kein Protokollblatt, das sie nicht gewendet, kein bekanntes Bilddokument, das sie nicht registriert hätte. Wenn die allmählich breiter werdende Quellenbasis auch sonst den Wandel der Schweizer Kunsttopographie von den Anfängen der «schwarzen Bände» vor 90 Jahren bis heute kennzeichnet und namentlich bei den jüngsten Neubearbeitungen in den Kantonen Schwyz, Zug und Zürich auffällt, dann ist mit dem Band Moudon das Nonplusultra erreicht. Die scheinbare Langsamkeit von Monique Fontannaz' Forschungen ist jedoch nicht eine Folge des eingehenden Quellenstudiums, sondern der Teilzeitarbeit.

Fünf hochmittelalterliche Teilsiedlungen sind zur Kleinstadt Moudon zusammengewachsen: die Brückenköpfe beidseits des Flusses Broye, ausgerichtet auf den einst wichtigen Durchgangsverkehr, das bescheidenere rechtsufrige Viertel (Mauborget) und das linksufrige Viertel (Villeneuve oder Bâtie) mit der überaus stattlichen Pfarrkirche; daran schliessen sich flussaufwärts, rechts der hier mündenden Mérine, eine vom Mühlenbach zweigeteilte Gewerbesiedlung (Plans-Borgeaux in der Ebene und Rottoborgeau am Beginn des Felssporns zwischen den beiden Flüssen), ein Burgstädtchen (Château) mit Marktplatz und eine Vorstadt (Bourg). Die Unterstadt beidseits der Broye wirkt geräumig, während die Oberstadt aus einem einzigen Gassenzug besteht. Die günstige Verkehrslage machte Moudon im 12. und 13. Jahrhundert zum Zankapfel zwischen den Grafen von Genf, den Herzögen von Zähringen, den Grafen von Savoyen und den Bischöfen von Lausanne. Schliesslich wurde von hier aus das savoyische Waadtland verwaltet; mit Bernard Andenmatten (2005) lässt Monique Fontannaz die Frage nach dem Anfang offen. Nach der Eroberung der Waadt im Jahre 1536 dauerte es 50 Jahre, bis die neue bernische Obrigkeit den Landvogteisitz nach Lucens verlegte, nicht aber das Gericht. Den 1803 erworbenen Rang eines Bezirkshauptortes wird Moudon Ende 2007 einbüßen.

Wer gegen 1200 die Burg, einen Turm mit Ringmauer, gebaut hat, ist unsicher; sie gehört jedoch zu dem von den Zähringern

bevorzugten Typus. In die Darstellung sind die historischen Studien von Jean-Daniel Morerod über die Politik der Bischöfe von Lausanne (2000) und die castellologischen von Daniel de Raemy über das Schloss von Yverdon (2004) eingeflossen.

Die Lebensverhältnisse in der mittelalterlichen Stadt selbst sind in einem farbigen Plan dargestellt, das Burgviertel durch Grabungspläne veranschaulicht und die Bauten der anschliessenden Vorstadt in einem Kellerplan (Eric Kempf) festgehalten. Von allen Stadtteilen ist der Katasterplan von 1809 direkt und in modernen Umzeichnungen abgebildet. Diese erleichtern das Verständnis für die Entwicklungsgeschichte des gesamten Stadtkörpers und seiner Gliederung.

Mit grosser Sorgfalt sind die Quellaussagen zu Stadtentwicklung und -befestigung in Mittelalter und früher Neuzeit lokalisiert und in eine überblickbare Darstellung gebracht. Wasserversorgung und Brunnen, Plätze, Promenaden, Strassenläufe, -pflasterung und -beleuchtung, Wasserläufe, Dämme und Brücken findet man bis zur Schwelle der Gegenwart verfolgt. Diese Kapitel sind in 788 Anmerkungen dokumentiert, deren meiste dem Nachweis von Archivquellen dienen, während andere archäologische Befunde belegen. Zu den Eigenheiten der Stadt Moudon gehören die Häuserfronten aus Steinquadern, die teilweise bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden Keller und die integrierten (also nicht wie in Bern sekundären) Lauben, die dem Verkauf dienen. Der Bestand an ersichtlich mittelalterlichen Häusern ist mindestens in der Oberstadt überraschend gross. Der Kulturtourismus beginnt sie zu entdecken.

Die Pfarrkirche Saint-Etienne ist das grösste Bauwerk der Stadt. Sie hat schon Johann Rudolf Rahns Bewunderung erregt, der sie «eines der schmuckvollsten Monumente unseres Landes überhaupt» nennt (1876, S. 374). Ein Jahrhundert später haben sich Werner Stöckli und Gaëtan Cassina eingehend mit dem Bau beschäftigt, und neuerdings (2004) behandelt sie Stefan Gasser als eine der mittelgrossen Kirchen der Westschweiz, die auf das Anspruchsniveau der Kathedralen von Genf und Lausanne antworten. Monique Fontannaz hat die Erkenntnisse der Kollegen gebührend zusammengefasst und durch eigene Einsichten ergänzt. Vom Kunstdenkmäler-Inventar erwartet der Leser und Benutzer ausserdem die Auswertung der Schriftzeugnisse bis hin zu Reparaturen und Restaurierungen. Diese Erwartungen erfüllt das vorliegende Werk. Nicht ganz befriedigt wird die Neugier bezüglich der vor- und nachreformatorischen Nutzung der Kirche, vor allem der Verwendung des grossen Chorgestühls von 1499–1502 mit seinen 45 Plätzen. Wir lesen immerhin, wenn auch an anderer Stelle, dass sich Ende des 14. Jahrhunderts eine «communitas cleri» konstituierte und die Stadt von da bis zur Reformation (1536) ungefähr 20 Kleriker zählte. Gaëtan Cassina (persönliche Mitteilung) vermutet, es handle sich wie in anderen Klein- und Mittelstädten um einen kommunalen Prestigeakt, der den Weg zur Gründung eines Chorherrenstiftes öffnen sollte. Am Gewölbe des liturgischen Chors finden wir neben den die Tuba blasenden Engeln des Jüngsten Gerichts das Wappen des Klerus (1506). Nach der Reformation, doch erst gegen 1694, wurde das Chorgestühl in das ehemalige Altarhaus verschoben; ob es dann, wie ich vermute, bis zum Ende des Ancien Régime den bernischen Amtsträgern und den städtischen Ratsherren beim Abendmahlsgottesdienst und dem Sitten- oder Chorgericht für seine Sitzungen vorbehalten war, erfahren wir nicht. Seit 1974 stehen die beiden Hälften des Chorgestühls auf Rollen, sodass man sie bei Konzerten beiseite schieben kann...

Der grosse Gewinn auch des Kapitels über die Stadtpfarrkirche liegt in der architekturgeschichtlich dominierten Quellenauswertung, die nicht nur über statische Mängel und Massnahmen, sondern auch wichtige Kleinigkeiten wie die Bedachungsmaterialien Schindeln und Ziegel sowie, an der achtkantigen Spitze, die aus der

Turmpyramide sticht, Schwarz(?)- und Weissblech (tôle, fer-blanc) Auskunft gibt; Weissblech ist im 16. Jahrhundert auch am Berner Münster bezeugt. Selbstverständlich sind die Kapellen- und Altarstiftungen gewissenhaft verzeichnet und lokalisiert.

Im Mittelalter verfügte Moudon über eine zweite grosse Kirche, die 40 Meter lange Église Notre-Dame, die in der Mitte des Burgstädtchens lag, 1729 abgebrochen wurde und nur durch Schriftquellen und Grabungsbefunde bekannt ist. Offenbar Filialkirche von Saint-Étienne, besass sie Tauf- und Begräbnisrecht.

Das städtische «Spital», gestiftet 1297, und die Ratsstube wuchsen Mitte des 15. Jahrhunderts an der Gasse zwischen Brücke und Stadtkirche zusammen. Auf zwei angrenzenden Grundstücken wurde das Rathaus (maison de ville) 1549–1558 im Submissionsverfahren neu gebaut, 1847 zur Hälfte der Brückenerweiterung geopfert und, vorausschauend, 1838–1841 schräg gegenüber durch das Hôtel de Ville nach Plänen des führenden Lausanner Architekten Henri Perregaux ersetzt. Wie bei der Stadtkirche vernehmen wir beim Komplex Spital–Spitalkirche–Rathaus lohnende Einzelheiten über die Bedachung; teilweise oder überhaupt dienen hierzu von etwa 1508 bis 1538 Hohlziegel.

Unter den öffentlichen Bauten müssen hervorgehoben werden die städtische Korn- und Fleischhalle (1861, Kantonsarchitekt David Brailard aus Moudon, 1979–1986 restauriert) und das bernische Kornhaus für die gesamten waadtländischen Notvorräte (1774–1777, Architekt Niklaus Hebler aus Bern, 1836–1837 durch Henri Perregaux zum Zeughaus umgebaut und 1988–1991 restauriert); dieses ist unter den erhalten gebliebenen Kornhäusern der Schweiz eines der grössten.

Warum steht die «grenette» vor dem «grenier» und nicht umgekehrt, was doch der schiere Grössenunterschied nahe legt? Der Rezensent folgt hier respektvoll dem sorgfältig durchdachten Plan des zu rezensierenden Werks. Markthallen verschiedener Bestimmung und Form sind in Moudon seit dem 14. Jahrhundert bezeugt; die «grenette» an der Grand-Rue ist ihr letzter Nachfolger. Grosse Lagerhäuser für Notvorräte jedoch gehören zur Staatswirtschaft am Ende des Ancien Régime, sind also eine bedeutend jüngere Bauaufgabe. Die *Kunstdenkmäler-Reihe*, nach historischen Gesichtspunkten und nur im Grossen nach politischen oder topographisch Einheiten aufgebaut, hält an dem mit Band 6, 1935, in der Darstellung der Stadt Zug durch Linus Birchler, eingeschlagenen Weg einer Rangfolge der Bauaufgaben mit guten Gründen fest, auch wenn seither viele bescheidenere oder jüngere Bauaufgaben hinzugekommen sind.

Im vorliegenden Band Moudon sind, wie durch die Richtlinien von 1984 gefordert, Zweckbauten wie Ofenhäuser, Schlachthäuser, Mühlen, Werkhöfe und Industriebauten wie Färberei, Brauerei und Gasfabrik erfasst. Ausführlicher behandelt werden Bahnhof, Post und zwei städtische Gutshöfe sowie einige weitere Bauaufgaben, die sich aus Rechten und Pflichten des Gemeinwesens ergaben: Galgen, Pranger, Polizeiwache, Pulvermagazin, Schützenhaus und schliesslich das eidgenössische Zeughaus (1911–1912).

Die zweite Hälfte des Textes ist den Privatbauten gewidmet, und hier ist Monique Fontannaz ersichtlich in ihrem eigensten Element. Seit 1998 Bewohnerin der Stadt, hat sie wohl alles gesehen und erforscht, was möglich ist. Sie beginnt mit den Herrschaftssitzen, fährt fort mit den Bürgerhäusern der Altstadt und mit Mietshäusern und Vorstadtvillen, die vor dem Ersten Weltkrieg gebaut worden sind, und schliesst mit den eigentlichen Landhäusern.

Aus der Feudalzeit hatten sich rund um Moudon Herrschaften mit Gerichtsbarkeit (Twingherrschaften) in die Neuzeit gerettet. 1663 gestatteten es die Berner Landesherren, deren Verwaltungs- und Gerichtssitz in den Stadtbann zu verlegen. Vier dieser Herrenhäuser gruppieren sich einerseits auf der höchsten Erhebung des

Altstadtsborns, darunter das weithin sichtbare Château de Carrouge, andere sind weit zerstreut. Das baugeschichtlich rätselhafteste (Hauptbauzeit 1619) und an Überraschungen reichste ist das Château de Billens, Avenue Eugène Burnand 4, in der Ebene rechts der Broye, das stattlichste das Haus Loys de Villardin, Rue Grenade 34, 1691 von Architekt Jonas (?) Favre aus Neuenburg, dessen Ausdehnung, 7×5 Achsen, sich durch die Besitzergeschichte erklärt. Unter den in die Häuserflucht eingebauten Bürgerhäusern aus dem 18. Jahrhundert wirkt am wenigsten kleinstädtisch das Haus Burnand, Grand-Rue 7, 1772–1774 von dem in Paris mit Staatstipendium als Ingenieur und Architekt ausgebildeten Stadtbürger Abraham Burnand; drei Geschosse, drei Achsen, vier ionische Kolossalpilaster über gefugtem Erdgeschoss, die Fenster mit Innenläden.

Je näher wir dem 20. Jahrhundert kommen, desto mehr beschränkt sich die kluge Auswahl auf einen breiten Fächer von Specimina. Auch ein Wohnhaus der Chaletfabrik Interlaken von 1910, Route de Gréchon 2, fehlt nicht.

Ein Kapitel von 25 Seiten über die Landhäuser beschliesst den Text. Der Rezensent versagt sich eine Berichterstattung und eilt zu den siebenseitigen Schlussbemerkungen. Sie dienen der Verfasserin zur Akzentsetzung, zur Abwägung des Eigenen und des Fremden und von dessen Herkunft. Vor allem mit dem Kapitel «Survол typologique et artistique» ist die «Conclusion» ein sehr beachtlicher Baustein zur Kunstgeographie.

Der Text ist bis auf einige ohne Erklärung hingeworfene Fachwörter aus dem mittelalterlichen Rechts- und Bauwesen (extenses, encelles) überaus leserfreundlich geschrieben. Die Wahl und Textzuordnung der Fotos und Pläne ist meistens geglückt; die Baupläne, gezeichnet oder umgezeichnet von dem darin bewährten Architekten René Tosti, dünken den Rezensenten zuweilen durch mehrere Schnitt- und Zeitebenen überfrachtet. Bei der einzigen Falltafel liegen die Legenden auf der falschen Seite; Nachfrage hat ergeben, dass das nicht etwa ein Versehen des Buchbinders, sondern Absicht und somit ein Denk- oder Kunstfehler ist. Seit 30 Jahren wird übrigens in der Kunstdenkmäler-Reihe das vordere hellgraue Vorsatzblatt für eine Schweizerkarte benutzt, die den Fortschritt der Bearbeitung zeigt; warum nicht das hintere Vorsatzblatt für Stadtplan oder Gebietskarte?

Das von der Verfasserin selbst erstellte kunstgerechte Register umfasst 22 zweispaltige Seiten im 8-Punkt-Schriftgrad. Es enthält, wie das seit Band 54 (1967) die Regel geworden ist, Personennamen, Ortsnamen und Sachbegriffe in einem einzigen Alphabet. Die Ortsbezeichnungen sind in diesem Band so unterteilt, dass nur selten grosse Mengen von Seitenzahlen entstehen. Bei den Sachbegriffen wünscht sich der Rezensent durchgehend, was die Bibliothekare «Schlagwort» nennen. Als Stichwort genommen, bringt «carrières» nur acht Seitenreferenzen, als Schlagwort, das heisst, wenn von Steinbrüchen die Rede ist, das Stichwort «carrières» aber fehlt, wenigstens das Vierfache.

Bei der im März 2007 von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, der Initiantin (um 1920), Herausgeberin (1927) und wissenschaftlichen Aufsicht (1928) der Kunstdenkmäler-Reihe, veranstalteten internationalen Tagung über Kunsttopographie durften die Schweizer in den Pausengesprächen von vielen Seiten Anerkennung entgegennehmen. Sie hielten in ganz Europa am zähesten am Forschungsauftrag fest, sie seien gegenüber gewandelten Fragestellungen und Bedürfnissen offen, sie seien mit dem Erscheinen von durchschnittlich zwei Bänden im Jahr rasch und stetig, das wissenschaftliche Niveau sei hoch.

Solches Lob verdankt die schweizerische Kunsttopographie in erster Linie Forscherinnen und Forschern wie Monique Fontannaz.

Georg Germann

\* \* \* \*

MARINO MAGGETTI / CLAIRE BLANC / GILLES BOURGAREL / RUDOLF SCHNYDER / MARIE-THÉRÈSE TORCHE-JULMY / PIERRE ZWICK: *La Faïence de Fribourg 1753–1844*, Dijon 2007. 304 S., zahlreiche Farb-Abb.

Nach dem Vorbild der in Frankreich seit Ludwig XIV. aufgebauten Fayenceindustrie gründeten mehrere Unternehmer in der Schweiz Fayencemanufakturen und wurden auf der Basis einer merkantilistischen Wirtschaftspolitik von der Obrigkeit gefördert. Vermutlich nach Lausanne sind die ersten Gründungen aus dem Kanton Freiburg bekannt: Vuadens 1752 und Freiburg 1758. Im gleichen Jahr wie die Freiburger Manufaktur gründete Augustin Willading in Bern eine «Fayencefabrik». Es folgten die Frischingsche Manufaktur in Bern sowie Cornol im Fürstbistum Basel 1760, Lenzburg und Zürich (Kilchberg-Schooren) 1763, Genf 1765 sowie Bero Münster 1770/71. Im Unterschied zu den traditionellen Hafnereiwerkstätten wurde in Manufakturen ohne Regulation durch die Zünfte Keramik hergestellt, unter anderem kostspielige Fayence mit Aufglasurmalerei. Mit ihren Gefässformen und ihrer aufwändigen Bemalung bilden die Fayencen der europäischen Manufakturen einen wesentlichen Bestandteil des gesamten Kunstschaffens im 18. Jahrhundert.

Gegenstand des prächtigen und umfangreichen Werks sind historische, kunsthistorische, archäologische und technologische Untersuchungen zu den Fayencen aus den beiden Manufakturen in Vuadens und in der Stadt Freiburg. Anstoss für eine erneute Beschäftigung mit dem Thema war eine Notgrabung des Archäologischen Dienstes des Kantons Freiburg im Jahr 1989, als Reste der ehemaligen Manufaktur im Quartier Neustadt durch den Aushub für einen Neubau zutage traten und zerstört wurden. Das Auswertungsprojekt unterstützte der Schweizerische Nationalfonds in den Jahren 2003–2007.

Rudolf Schnyder skizziert einleitend die Geschichte der Erforschung der Freiburger Fayence (S. 10–13), die im Wesentlichen erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt und zunächst – wie sämtliche auf Stilanalysen beruhenden Untersuchungen – mit der unsicheren Zuschreibung der Stücke gekämpft hat. Dadurch, dass die Freiburger Marken erkannt wurden, und dank Freiburger Familienwappen auf Tellern gelang der Durchbruch. Die Einführung Marino Maggettis in die französische Fayencetechnologie des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts (S. 14–31) behandelt die einzelnen Herstellungsschritte und ist dank der klaren begrifflichen Definitionen für alle von Bedeutung, die sich mit Fayence befassen.

Die historischen Quellen führt Marie-Thérèse Torche-Julmy zu einer detailreichen Geschichte der Freiburger Manufakturen zusammen (S. 32–67). Protais-Emmanuel Pidoux gründete zusammen mit seinen Brüdern 1753 die erste Freiburger Fayencemanufaktur in Vuadens (Bezirk Greyerz). Die Pidoux waren vorher in Frankreich unter anderem als Fayencemaler tätig und wurden von der Obrigkeit materiell unterstützt. Trotz eines Verkaufs- und Zollprivilegs, das an die Verwendung der Marke CF (canton de Fribourg) gebunden war, ging die Manufaktur in Vuadens 1756 Konkurs. 1758 baute der Wirt François Camélique zusammen mit dem Fayencemaler Gabriel Barbier eine neue Fayencemanufaktur in der Stadt Freiburg auf. Ein Jahr nach der Gründung kaufte Camélique das Zunfthaus zum Wilden Mann im Quartier Neustadt, neben der Ringmauer und nahe der Saane. Bemerkenswert ist, dass für die Brennöfen, die an der Aussenseite der Ringmauer zu stehen kamen, die Stadtbefestigung zum Teil durchbrochen werden durfte. Auch diese Manufaktur kämpfte fortwährend um das wirtschaftliche Überleben und wurde bis zum Ende des Ancien Régimes vom Freiburger Rat unterstützt. Sie wurde 1770 in eine der vermutlich ersten Kapitalgesellschaften umgewandelt. 1772–1798 führte der «Manager» François-Charles Gendre den

Betrieb. In der Spätphase bis 1844 lag die Leitung in den Händen von Gendres Erben, wobei die Werkstatt 1810 in eine benachbarte Liegenschaft ausserhalb der Ringmauern zog. Fayencemaler und andere Fachkräfte kamen bis 1798 mehrheitlich aus französischen Manufakturen nach Freiburg. Erwähnenswert ist die Anwesenheit von Andreas Dolder 1765–1769, der anschliessend die Fayencemanufaktur in Beromünster gegründet hat. Dieser Kontakt schlägt sich offenbar auch in identischen Gefässformen in Beromünster nieder (vgl. S. 193–194).

Gilles Bourgarel erläutert in seinem Bericht über die Notgrabungen die baulichen Reste der Manufaktur (S. 68–81), mithin neben derjenigen in Kilchberg bei Zürich und in Cornol bisher die einzige archäologisch zum Teil erforschte Keramikfabrik in der Schweiz. Nur 4 bis 5% der Betriebsfläche konnten untersucht werden, nachdem die Bauarbeiten bereits begonnen hatten. Der angebrochene Bestand war daher spärlich, genügte aber immerhin, um zwei aufeinander folgende Ofenanlagen festzustellen, die tatsächlich den Teilabbruch der Ringmauer voraussetzten. Der ältere Ofen wird aufgrund von historischen Überlegungen in die Jahre 1758–1762 datiert. Das jüngere Ofenhaus mit den Resten von zwei Brennöfen bringt Bourgarel mit Baunachrichten der Jahre 1773–1777 in Verbindung. Wie Bourgarel selbst erklärt, bleibt die eindrückliche Rekonstruktion des Ofenhauses (S. 78) angesichts der spärlichen Überlieferung insofern unsicher, als dass zwei übereinander angeordnete Brennräume dargestellt sind.

Bei der archäologischen Grabung konnten zahlreiche Scherben geborgen werden, welche die archäometrischen Untersuchungen von Claire Blanc ermöglichten (S. 82–125). Mittels Dünnschliffen, Röntgendiffraktions- und Röntgenfluoreszenzanalyse wurden die mineralogische und die chemische Zusammensetzung sowie die Brenntemperatur von gut 100 Scherben bestimmt, die archäologisch in die Zeit ab 1777 datiert werden. Die Brenntemperatur lag mit 950–1050°C im zu erwartenden Bereich. Beim untersuchten Material wurden offenbar ein kalkarmer und ein kalkreicher Ton verwendet, der nachweislich aus der Umgebung stammt, wobei die Masse für Geschirr – wie zu erwarten – sorgfältiger aufbereitet wurde als diejenige für Brennhilfsmittel und Baukeramik der Brennöfen. Die neue Referenzgruppe erlaubt die Untersuchung von zehn Sammlungsobjekten, wovon zwei nun nicht mehr der Freiburger Manufaktur zuzuweisen sind (S. 103).

Im umfangreichen Kapitel, das der Produktion der Freiburger Fayencemanufakturen gewidmet ist, sind die Gefässformen, die Dekors der Aufglasurmalerei, die Scharfffeuermalerei und die Wappen getrennt behandelt (S. 126–191). Darauf folgt Rudolf Schnyders kunsthistorische Würdigung der Freiburger Fayencen (S. 192–197). Marken, Formenkatalog, Fund- und Sammlungskataloge mit Fotos sowie transkribierte Schriftquellen finden sich im Anhang (S. 198–288).

Ein einziges Paar Pique-fleurs («Blumenigel», Kat. 1), aufgrund dessen Rudolf Schnyder der Manufaktur von Protais-Emmanuel Pidoux «ein hohes Anspruchsniveau» zubilligt, wird Vuadens zugeschrieben, und zwar vor allem anhand stilistischer Erwägungen. Ihre Marke CF in Ligatur könnte nämlich wegen eines Hinweises in einer Schriftquelle (Abb. 26) auch von Camélique verwendet worden sein.

In die Typologie der Formen integriert sind vor allem Grabungsfunde aus der Manufaktur, d.h. Produktionsabfälle, Halbfabrikate und Brennhilfsmittel, welche die Zeit zwischen 1777 und spätestens 1810 belegen, sowie 142 Gefässe aus Sammlungen. Erfreulich ist, dass in einigen Fällen tatsächlich identische Formtypen bei Produktionsabfällen und erhaltenen Gefässen zu finden sind. Bezüg-

lich der Dekors zeigt sich aber ein grosser Unterschied zwischen Funden und erhaltenen Gefässen, indem nur bei den wertvollen Sammlungsstücken Aufglasurmalerei belegt ist. Umgekehrt ist die – mitunter bemerkenswert qualitätsvolle – Scharfffeuermalerei und überhaupt die Fayence aus der Zeit nach 1798 fast nur dank der Bodenfunde belegt, die zum Teil aus anderen Fundorten im Kanton Freiburg stammen. Unter den erhaltenen Gefässen aus der Zeit François Caméliques tragen acht die Marke FC (S. 198). Ihre Dekors gleichen denjenigen, die gleichzeitig in Bern, Zürich oder zum Teil in Strassburg gemalt worden sind. Abgesehen vom Service mit dem Wappen der Familie Kuenlin stammen alle anderen mit Wappen verzierten Gefässe, z.B. diejenigen mit Wappen der Familie von Ligerz oder des Abts Beat Küttel von Einsiedeln, aus der Zeit François-Charles Gendres, für den einmal die Marke FCG belegt ist. Typisch für Gendres Produktion sind Bemalungen in Camaieu (gelb und grün, Kat. 12–20 und 22) sowie die für Schweizer Fayencen einzigartigen Chinoiserien. Auffällig sind die mit feinem Strich schwarz gemalten Wappen der Zeit um 1780, die ausserordentlich frühe Verzierungen im Umdruckdekor zu imitieren scheinen (Kat. 15–17). Rudolf Schnyder führt dies auf die Tätigkeit von Louis Broillet in Freiburg zurück, der zuvor auch in England gearbeitet hat. Schwer zu beurteilen bleiben hingegen die seltenen Funde, welche die Herstellung von Figurinen und Ofenkeramik belegen könnten (Formen 18 und 20), sowie der Hinweis in Schriftquellen auf die Produktion von Steingut (vgl. Form 21.2).

Der Versuch, schriftliche, archäologische, kunsthistorische und naturwissenschaftliche Quellen zusammenzuführen, ist im vorliegenden Werk über weite Strecken gelungen und führt über das hinaus, was bislang zu anderen Manufakturen, z.B. Zürich oder Meilonnas, vorliegt. Nur von beschränkter Aussagekraft ist allerdings die archäologische Vorlage von Fayencescherben aus anderen Fundorten im Kanton Freiburg, weil sie nicht im Rahmen der zugehörigen Fundkomplexe veröffentlicht sind und so eine Beurteilung der Fundzusammenhänge mit anderen datierbaren Objekten unmöglich ist (S. 126–133). Der Mangel in der Darstellung der naturwissenschaftlichen Analyse dieser Scherbenfunde (S. 118–125) besteht ebenfalls darin, dass sich deren Fundzusammenhang nur sehr umständlich erschliesst. Korrekte und präzisere Querverweise zwischen Kap. V und VI sowie eine Konkordanzliste der Proben- und Katalognummern wären nötig, ebenso eine Angleichung zum Teil scheinbar widersprüchlicher Jahreszahlen (z.B. Gründung der Manufaktur in Beromünster 1771 laut S. 63, um 1770 laut S. 194; Hinweis auf Produktion von Steingut in Freiburg 1788 laut S. 195, 1794 laut S. 54). Ferner vermissen die Leserin und der Leser eine massstäbliche Übersichtskarte, auf der die ausgegrabenen Mauern im Zusammenhang mit dem Standort der zur Manufaktur gehörenden Gebäude ersichtlich ist (vgl. Abb. 44–49) sowie eine Übersichtstabelle, in der zumindest die Fundmengen geordnet nach Typen zusammengestellt sind. Die im Text verstreuten Angaben zu Scherben- und Individuenzahlen sowie Mengenverhältnissen lassen sich sonst nur umständlich zum Vergleich mit anderen Funden verwenden. Diese Hinweise schmälern jedoch den positiven Gesamteindruck nicht. Das umfangreiche Werk setzt einerseits dank seines interdisziplinären Ansatzes und andererseits dank des hohen wissenschaftlichen Standards der durch verschiedene Fachleute verfassten Einzelbeiträge einen neuen Massstab für die europäische Keramikforschung. Die sehr ansprechende und übersichtliche Gestaltung wird bei Fachleuten und interessierten Laien zum Lesevergnügen beitragen.

*Adriano Boschetti-Maradi*

\*\*\*